

Weinen näher stand als das Laichen. Und in seinem Gärtchen vor dem Pfarrhaus, da wollte nichts Rechtes wachsen, der junge Seelforger säete wohl verschiedene Samen, aber es ging nichts auf oder das Wenige schief ins Kraut. Der Boden war mir, viel zu viel hart der Bergboden im Urgebirg, meinte der herbeigepflanzte Hansl. Schier kein Gemüse das ganze Jahr hindurch und Fleisch höchst selten, bloß wenn einer der Bauern Walchur hatte und eine „berfallene“ (abgestürzte) Kuh ausschlaute.

Wie war es doch im Seminar in dieser Beziehung schön, die „reinen“ ägyptischen Fleischtöpfe und jetzt Zeiten der bittersten Entbehrung. Und dazu mit nichts selber kochen, Eier in landläufigen Zubereitungen, „Sturz“ aus Bohnennehl, an Feiertagen aus Roggenmehl mit Butter geröstet und Schmarren mit Salat im Sommer. Wochenlang nichts anderes, bis ein Hausfrau mit ungarischer Salami und Hefentrüben, Siegelringen und Zwetschen kommt.

Wie der Winter kam mit rauhem Ungestüm und Schnee herab, als sollte bloß die Eißt das Leben bekommen, die andere Welt aber nichts, da schlich sich etwas wie banges Zagen in des Pfarrers Brust und in Gedanken frug er sich: „Wie soll das für die Zukunft werden?“ Er entbehrte schier das Allernotwendigste und verrichtete Arbeiten, die mit seinem Stand gar nicht vereinbar sind. Aber was will er machen, den wenigen Bauern ging es um kein Paar besser, bloß daß ihre Weiber dem bescheidenen Hauswesen vorstünden. Der Ortsvorstand hat wohl einmal gemeint, es solle der Hochwürdigste Herr doch probieren, ob nicht eine Weibsperson den Wirtschaftsposten im Pfarrhaus übernehme. Darauf schrieb der Pfarrer fort und ein Gutsdub trug das Brieflein die acht Stunden hinaus bis auf die nächste Poststation, aber es kam keine Pfarrerantwort. Nicht, daß sich eine am Boden gestochene hätte, nein, gewiß nicht, aber die Eünde mit ihren Entbehrungen war zu versuchen im Oberland und eine andere Weibsperson als aus dem Gebirge kennt es ja ohnedies nicht ausfallen in der Bergwildnis. Wenn nur wenigstens der Weibner oder der Schullehrer verheiratet wären, damit deren Frauen die bringenstehen weiblichen Arbeiten im Pfarrhaus hätten verrichten können. Aber so war der Weibner langmüthiger Witwer und dem Weibner drans in Wilsna, benachbarten Ortsteil, die eine Schule hatte, dem jungen zum Verbringen bloß noch ein Weib und eine Stube voll Kinder ab.

Der Hansl mußte wohl oder übel das Notwendigste verrichten und später ging's um einen Gebanten selber, wie die Nachbarnbäuerin, die zugleich das bescheidene Dorfmeisterhaus führte — eine Viehhütte bekam und selbe anweisen ließ im Pfarrhof. Das geschah aus Dankbarkeit, weil der Pfarrer einmal im November spät nach dem Regen trotz Schneesturm und einbrechender Nacht hoch hinaus ins Gebirge zu einer verwandten Knechtin den Speisgang machte. Den letzten Trost der Religion einem Sterbenden bringen auf sunden-

* Knechtin — Hüttenbesitzerin. Nach häuerlichen Begriffen giebt es Hofbauern, Kächter von Lehen (kleiner Bauernhöfe) und Mauldiere, die nur eine Blockhütte, wenig Vieh und ein minimales Ackerland besitzen. — Speisgang = ländlicher Ausdruck für den Gang, den ein Pfarrer mit dem Sterbesakrament zu einem Kranken macht.

langem Marsche durch das Hochgebirge, mit Frost und Kälte ringend, mit dem Schneesturm kämpfend um das eigene Leben, das ist ein Beruf, der eine begeisterte Hingebung verlangt, einen Opfermuth und Heroismus, der anderwärts kaum mehr zu finden ist. Das Pflichtgefühl und die Nächstenliebe treiben den Pfarrer hinaus und jeder geht willig, während der ärmliche Bauer und Knechtler am warmen Ofen sitzt.

Jener nächtliche Gang hat dem Pfarrer überhaupt die Herzen seiner ganzen Gemeinde gewonnen. Jeder Bauer empfand ein Gefühl der Dankbarkeit, wie sie durch den Hansl näheres über den Todesgang hörten. War ein Wunder, daß der Pfarrer heimkam mit ganzen Gliedern. An jenem Abend las der Pfarrer beglücklich in seiner warmen Studierstube und rauchte sein Pfeiflein, indes Hansl fleißig das Feuer im Ofen schürte und dann wieder nach dem Wetter guckte.

„Grad damisch schneib's“ (es schneit kräftig) meinte er und fügte dann in seinem rauhen Dialekt dazu, daß es ja recht Vergnügen wäre, wenn bei solchem Hundewetter ein Speisgang ausfalle (nötig würde).

„Vergnügen genois nicht, aber heilige Pflicht“, murmelte der Pfarrer und in Gedanken durchschauerte es ihn, wenn die Nothwendigkeit wirklich in solcher Sturmnacht an ihn herantreten würde. Gleich darauf binnelt die Hausglocke klingend, als sollt ein Todter aufgefunden werden aus dem ewigen Schlafe. Den Hansl triß es schier um vor Erstaunen und auch der Pfarrer sprang auf und hätte bemahle die Pfeire fallen lassen. Der Hansl macht das Thor auf und gleich darauf wimmert ein blondes Mädel dicht mit einem Tuche verhüllt, der Pfarrer möcht' um aller Heiligen willen zur Mutter' raus in die Hüberleiten. Im Nu war der Pfarrer auch herumten an der Thüre und fragte nach dem Unglück. Unglück war keines, aber die Mutter möcht' sterben und jaght (liegt in den letzten Zügen) schon.

„Mit' n kennst' es' j'hat“ (dann kommt ihr ohnehin schon zu spät), meinte der alte Hansl, „saw woltern drei Stund auffi und der Sturm dazua?“

Aber der Pfarrer hätte schon den Bodenrock umgeworfen, eilig holte er das Eiborium aus dem Hauptaltar der Kirche und ein Gebet aus den Lippen trat er in die Sturmnacht hinaus. Die Laterne und das Glöcklein muß das Mädel tragen, dem alten Weibner will der humane Pfarrer den schauerlichen Marsch nicht zumuthen. Pechswaff ist die Nacht, die Berge dicht verhüllt, Schneewolken fliegen dem Wanderer ins Gesicht und mühsam wird der Marsch schon, wie die letzten Häuser mit dem wenigen Lichtschein verlassen sind. Der Schnee wird immer tiefer, das Steigen äußerst beschwerlich, vom Weg oder Pfad keine Spur, er muß erathen, auf gut Glück erklimmen werden. In der linken Hand das Eiborium mit dem Sterbesakrament, in der Rechten den Vergiloh leucht der Pfarrer aufwärts mitten im furchtbaren Schneegestöber, vom Sturm durchtrüffelt, vor ihm das betende Mädel mit der Laterne und dem schrill klingenden Glöcklein. Bis an die Arme sinken Beide ein in den Schnee, der Muth will den Geistlichen verlassen, aber immer erinnert er sich wieder, daß eine Sterbende seiner und des letzten Trostes vor der Wanderung in die Ewigkeit harret.

(Fortf. folgt.)

Die verschleierte Klientin.

Aus den Papieren eines englischen Rechtsanwalts.

(Schluß.)

Einige Wochen später, als ich eines Abends von einer Konsultation heimkehrte, wurde meine Aufmerksamkeit durch die Gestalt eines Weibes, das vor mir herging, geweckt. Sie eilte vorwärts, als ob sie einer Beobachtung entgehen wollte, aber in ihrer Haltung und ihrem etwas hastigen Gange lag etwas dem Bekannten, obgleich ich mich nicht entsinnen konnte, wo ich sie früher schon gesehen hatte. Als sie einen hellerleuchteten Hehl der Straße passirte und sich umwandte, gelang es mir, ihr Gesicht zu sehen, und plötzlich wußte ich, wo ich die bekannte Gestalt hinführen konnte. Es war sicherlich meine verstorbene Klientin Miß Howard. Ein Verdacht wurde plötzlich in mir geweckt; hier war irgend etwas nicht in Ordnung. Sofort entschloß ich mich, ihr zu folgen und zu sehen, wohin sie ging. Ich zog meinen Hut tief in die Augen, schlug den Nachfragen hoch und folgte ihr dicht auf dem Fuße, bis sie plötzlich in ein Gasthaus eintrat.

Ich war so dicht hinter ihr, daß ich die Antwort des Portiers deutlich hörte, die er auf ihre Anfrage gab: „Nr. 13.“ Er wies auf das Hintergebäude, in welchem sie alsbald verschwand. Unverzüglich folgte ich, hörte die Thür von Nr. 13 sich schließen, sah mir die Nummern an, öffnete leise Nr. 12, besetzte bei dem eintretenden Kellner ein Glas Bier und insipizierte schnell das Zimmer.

Ich entdeckte, daß es nur durch eine Holzthür von dem angrenzenden Zimmer getrennt war, oder vielmehr nur durch eine hölzerne Abtheilung, die nicht ganz bis zur Decke reichte.

Bei atemlosen Lauschen konnte ich eine Unterhaltung in Nr. 13 sehr gut verstehen, selbst wenn man, wie es der Fall war, leise sprach. Der Wiedereintritt des Kellners störte meine Beobachtungen; als er wieder fort war, ging ich auf meinen Lauscherposten zurück, völlig gleichgültig gegen das Erwachen, daß der

Lauscher an der Wand oft seine eigene Stimme hört. Nach unterdrückt ich drei Stimmen, zwei männliche und eine weibliche. Letztere erkannte ich sofort, wenigstens bildete ich mir ein, daß es die Stimme jener Frau war, die vor einem Jahr ihr Testament bei mir gemacht hatte. Die eine Männerstimme war mir fremd, die andere war sicherlich Simpons Stimme, eine Entdeckung, die mich nun nicht mehr in allzu großes Erstaunen setzte. Die ganze Wahrheit durchschaute mein Hirn und ich erkannte, daß man mich zum Werkzeuge für eine der geschicktesten und gewagtesten Betrügereien gemacht hatte. Doch ich wollte Beweise haben und lauchte der dritten geäußerten Unterhaltung.

Den ersten Satz, den ich deutlich verstand, sprach der Fremde: „Ich luge Euch ja, der junge Jüngler sei gerade der rechte Mann für Euch. Diese jungen Rechtsanwältler stellen keine vorfichtigen Fragen, wenn sie nur ein Geschäft machen können.“

„Gut, gut“, sagte Simpon, „das ist ja auch alles glatt abgegangen; jetzt ist die Frage, wie wir es anfangen, damit er den Verkauf der Liegenschaften beschleunige, ohne daß wir Argwohn bei ihm erregen. Es wäre mir uns davon losmachen, desto besser. Ich bin nur froh, daß der junge Howard keine Nachforschungen macht. Aber eines ist gewis — wir müssen die Alte sofort auf und davonhelfen, ohne ihm Formte sie erkennen. Sie hat sich ja in letzter Zeit kaum herausgenagt und ist sicherlich des Verstandes beraubt. Nicht wahr, Alte?“

„Ja, wahrhaftig!“ war die Antwort, „ich möchte lieber heute wie morgen fort. Ich wollte übrigens, du hättest dich mit der Hälfte der Erbschaft begnügt und dem Howard die andere Hälfte gelassen, wie das Testament bestimmt, statt dieses zu verdrängen und mich zu dem, was ich gethan, zu verleiten. Es ist ein Wunder, daß meine Herrin nicht von den Toten aufersteht, um uns alle anzuklagen.“

„Spare deine Reue für eine andere Gelegenheit auf, Alte; jetzt hilft dir die nichts — aber ich will dir etwas sagen, ich habe da eine Idee —“

Die Unterhaltung ging im leichesten Flüsterton unter, nur noch vereinzelte Worte konnte ich auffangen — jene Idee erkundete ich nie, denn er fand keine Gelegenheit, sie auszuführen, ich hatte genug gehört, um zu wissen, daß da brinnen der gefährliche Räuberhandeln losen, die mich betrogen und, wenn auch ohne mein Wissen, zum Hauptfaktor ihrer Betrügerei gemacht hatten. Mein erster Gedanke war, die Thüre ihres Zimmers von außen abzuschließen und Hilfe zu holen, aber da dies wohl Aufsehen erregt

haben würde, schloß ich leise hinaus, hoffend, daß ich sie noch zur rechten Zeit arretilren konnte. Ein glücklicher Zufall ließ mich sofort einen Detektiv in den Weg kommen, zu dem ich früher schon in geschäftlichen Beziehungen gestanden hatte. Wenige Worte genühten ihm, mein Vorhaben zu verstehen, er gab dem nächsten Kolligisten ein Signal und postirte ihn an den Eingang des Gasthauses, wie beide gingen in die Gaststube hinein. Er nickte dem Buffetier vertraulich zu, lehnte sich über den Schanktisch und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Der Mann erwiderte und bat: „Aber thun Sie es so ruhig wie möglich — wegen des Rufes des Hauses.“

„Natürlich“, entgegnete der Detektiv, „führen Sie uns hinein.“ Im nächsten Augenblick waren wir in Nr. 13 und bedekten mit unserm Rücken die Thür. Der Detektiv klingelte mit einem Paar „Stahlfarmbändern“ und sah sich lächelnd und nickend im Zimmer um. Die Frau fiel in Ohnmacht. Ohne große Schwierigkeiten verführten wir uns der Männer und eine halbe Stunde später hatten wir sie wohlbehalten auf Kummer Stühle. Ehe sie ins Verhör kamen, lag die ganze Geschichte offenkundig vor uns da. Die Frau, welche bei mir die Rolle der Miß Howard gespielt hatte, war deren Hausbäuerin und die Mutter jenes Simpon, zu dessen Gunsten sie das Testament ablassen ließ. Der andere Mann war ein Advokatensreiber, der ihm die Ausführung solchen Planes planförmig gemacht hatte. Die Zurückgezogenheit Fräulein Howards' und meine eigene Unvorsichtigkeit hatten ihr Komplott bald zum Neulichten gebracht, wäre mein zufälliges Begegnen und Wiedererkennen der Hausbäuerin nicht dazwischen getreten. Alle drei wurden zu Zuchthausstrafe verurtheilt und ich hatte die Freude, das Vermögen der Miß Howard ihrem Neffen, dem rechtmäßigen Erben, zu übermitteln, der, trotzdem ich die Ursache war, daß er bemahle seiner Erbschaft verlustig geworden, mich zu seinem Agenten machte. Das Vermögen erwies sich als viel größer, als ich zuerst angenommen hatte, denn es gelang mir, zu ermitteln, daß Simpon viele Kapitalien auf seinen eigenen Namen angelegt hatte, die in der That dem Fräulein Howard gehörten. Die Vermählung eines so großen Vermögens half mir geschäftlich bald auf die Füße. Seit jener Zeit habe ich noch viele gute Klienten gehabt, aber ich denke oft, meine verrückteste Klientin war doch die allerbeste, denn sie gab mir die erste Lektion in Vorsicht und Klugheit und Anlaß zum ersten Aufschwingen meiner Geschäfte.

Bunte Zeitung.

* Der vorletzte Markgraf von Ansbach, Karl Wilhelm Friedrich — so erzählt man der Tag. Ansb. — trat einst der Regierung in Ansbach auf, ihm an einem bestimmten Tage nach Gungzenhausen, wo er sich damals aufhielt, zwölf tüchtige Juristen zu schicken, um aus diesen für die baldigst erledigte Stadtvogtei stelle selbst einen auszuwählen zu können. Am bestimmten Tage erschienen die zwölf Beamten, alle in stattlichen Berriiden, und wurden im Hofe des Oberamtsbaues, welches der Markgraf bewohnte, nach ihrem Dienstatel aufgestellt. Der Markgraf, welcher die Berriiden nicht leiden konnte, ersahm, musterte die Vorgehlagenen und betragte jeden nach seiner Herkunft, seinem bisherigen Dienstverhältnis u. s. w. Einem der zwölf, Namens B., war es jedoch nicht entgangen, daß der Markgraf bei seinem Erscheinen gegen einen der ihn begleitenden Bedienten geküßert hatte. „Saben doch die Hundsbüßer alle Berriiden auf!“ B. zog also, während der Markgraf mit den andern sprach, in aller Stille seine Berriide vom Kopf und steckte sie in die Tasche. Trotz der Gegenwart des Markgrafen konnten sich natürlich die übrigen des Vagdens nicht enthalten. Dieser bemerkte es, folgte ihren Blicken und erkannte in B. lediglich die Ursache ihres Gelächters.

„Was hat Er da gemacht?“ fuhr er ihn an. — „Eine aus der Postung zu kommen, antwortete B.: — „Gv. Durchlaucht, ich habe den Hundsbüßer eingestekt.“ — „Ich gratulire, Herr Stadtvogt!“ betrugte der Markgraf.

* **Marshall Canrobert** wird als alter Herr geschwätzig. Ein Berichterstatter des „Gaulois“ hatte dieser Tage eine Unterredung mit dem Marshall, den er fragte, ob er nicht beabsichtige, seine „Memoiren“ zu schreiben. „Ich hatte allerdings Notizen gemacht“, antwortete Canrobert, „aber es scheint, daß die Kommunisten dieselben zum Anwandern ihrer Pfeifen benutzt haben.“ Im Verlaufe des Gesprächs ergab der Marshall seine Empfindungen in folgende Worte: „Meine Landbahn ist beendet, ich bin 83 Jahre alt und durch Rheumatismus an meinen Fingern gelähmt. Doch ehe ich sterbe, möchte ich mein Vaterland noch einmal fliegen zu sehen, und wenn die Kriegstrompete ertönt, würde ich, der ich seit 20 Jahren nach Ehren nicht gegelzt, mir die Gnade erbitten, auf das Schlachtfeld eilen zu dürfen. Ich müßte

mich allerdings eines Wagens bedienen, aber: gewann nicht Worik von Sachsen die Schlacht von Fontenoy in einem Wagen und erlangt Napoleons nicht auf gleiche Weise den Sieg vor Wagram?“

* **Weibliche Soldaten** gab es nach einem brieflichen Berichte aus Nava vom Jahre 1772 an einem der dortigen malaischen Fürstenthümer. Schwarbraune Damen bildeten baldes eine Compagnie Dragoner von lauter hübschen Mädchen. Der Kapitän und General dieser stattlichen Leibgarde waren die weiblichen Leutnants, und die Unteroffiziere, Beier, Tambours und Gemeinen meist die Weibskrauen des Fürsten eines japanischen eingeborenen Herrschers. „Die Mädchen“, heißt es in dem betreffenden Berichte, „haben zu Pferde und zu Fuß manövriert, daß es eine Lust war, solches zu anschauen.“ Die Dehngarn (Solven) machten sie so skitzant, als wenn es ein Schwab gewesen wäre. Ob diese weiblichen Dragoner auch im Kriege Verwendung wie in Dahoms fanden, darüber schweigt der Erzähler, bei dem die militärisch geschulten Damen im übrigen einen sehr angenehmen Eindruck hinterlassen zu haben scheinen.

* **Chinesisches Ceremoniell.** In China machen die Neuberechneten keine Besuche bei ihren Bekannten, sondern alle ihre Freunde und Freundinnen, alle ihre Nachbarn, kurz vor Luft bad, findet sich bei dem jungen Paare ein, um es kennen zu lernen. Das Mädchen muß dabei vor dem Welt gehen. Buerit kommen die Männer herein; jeder macht eine tiefe Verbeugung, stellt sich dann hin und betrachtet die junge Frau aufmerksam; anreden darf er sie nicht; auch sie schweigt. Dagegen spricht ihr Mann viel und zwar nur vor ihr; er entwirrt namentlich eine pompöse Schilderung ihrer Person, macht auf ihre niedlichen Füße, auf ihre weißen Hände u. s. w. aufmerksam, während die junge Frau wie ein Weibsbild neben ihm sitzt. Vor jedem Eintretenden, und der Bekandenden sind meist sehr viele, muß diese Verbeugung wiederholt werden. . . . In einem anderen Zimmer erhalten die Leute, nachdem sie ihre Kneidende betrieblat haben, eine Tasse Thee und eine Weiße Tabak. Nach den Männern kommt die Weiße an drei Frauen, aber da keine niedlichen Füße, auf ihre weißen Hände u. s. w. aufmerksam, während die herabberahte müßern vom Kopf bis zu den Füßen; sie muß ihnen ebenso ihren Mann rühmen, wie dieser sie vor den Männern

